

Nr. 2935

Perry Rhodan

Die größte Science-Fiction-Serie



Christian Montillon

Das Lügengespinst

Der Hort der Wahrheit –
die Nachtherolde greifen an

Perry Rhodan

Die größte Science-Fiction-Serie

Nr. 2935

Christian Montillon

Das Lügen- gespinst



Der Hort der Wahrheit – die Nachtherolde greifen an

Gut dreitausend Jahre in der Zukunft: Perry Rhodans Vision, die Milchstraße in eine Sternensinsel ohne Kriege zu verwandeln, lebt nach wie vor. Der Mann von der Erde, der einst die Menschen zu den Sternen führte, möchte endlich Frieden in der Galaxis haben.

Unterschwellig herrschen immer noch Konflikte zwischen den großen Sternreichen, aber man arbeitet zusammen. Das gilt nicht nur für die von Menschen bewohnten Planeten und Monde. Tausende von Welten haben sich zur Liga Freier Galaktiker zusammengeschlossen, in der auch Wesen mitwirken, die man in früheren Jahren als »nichtmenschlich« bezeichnet hätte.

Besucher aus anderen Galaxien suchen Kontakt

zu den Menschen und ihren Verbündeten; dazu zählen auch die Thoogondu aus der Galaxis Sevcooris. Einst waren sie in der Milchstraße beherrschet und haben nun den Wunsch geäußert, erneut Kontakt aufzunehmen. Gegenwärtig hält sich Rhodan in ihrem Goldenen Reich auf, wo er auch auf ein Splittervolk der Menschheit gestoßen ist: das Neue Solare Imperium.

Aber vieles in Sevcooris scheint anders zu sein, als es den Anschein hat. Die Thoogondu wirken friedlich und aufgeschlossen, aber sie manipulieren Erinnerungen und tun alles, was zum Erreichen ihrer Ziele nötig ist. Welchen Informationen kann man trauen, welchen nicht? Gucky sucht Antworten – und findet DAS LÜGENGESPINST ...

Prolog

Mein Name ist Laudkaam, ich muss mein Laufgitter putzen, und das ist genauso langweilig, wie es klingt.

Normalerweise könnte mein Hygienroboter diese Aufgabe übernehmen, aber er pflegt die einzelnen Streben nicht gründlich genug. Es bleiben immer Schmutzreste in irgendwelchen Winkeln. Die meisten Leute stört das nicht, aber ich finde es eklig.

Das heißt, den meisten *hier in unserer Kolonie* macht es nichts aus. Wie es anderswo ist, auf unserer Heimatwelt etwa oder in den großen Schiffen meines Volkes, das weiß ich nicht. Ich habe Oschal nie verlassen und bin selten aus unserem Dorf herausgekommen.

Wieso auch? Hier sind wir unter uns, und andere Sheoshesen sind nun mal die einzig angenehme Gesellschaft. Angehörige fremder Völker sind ... nun, vielleicht sind sie nicht *schlecht* oder *übel*, aber ich verstehe sie nicht. Und das will ich auch gar nicht.

Bei einem Sheoshesen weiß ich, was er meint, wenn er eine Feder abspreizt oder mit den Krallen auf einer Scharrplatte einen Rhythmus kratzt. Ja, wir reden durchaus, wenn es nötig ist, aber gesprochene Worte sind mir von vornherein suspekt. Sie sind so missverständlich. Man kann sie so oder so interpretieren.

Zum Beispiel die Oschalútu, denen dieser Planet eigentlich gehört, weil sie hier entstanden sind, vor siebzehn hoch siebzehn Generationen, wie sie gerne behaupten – Missverständnisse überall! Gerade sind wieder Tausende Stavakas

auf dieser Welt, die Lobsänger, aber nur die wenigsten *singen*. Und siebzehn hoch siebzehn Generationen, wer soll denn das glauben?

Da ziehe ich mich lieber zurück. Mein Leben war langweilig, das Laufgitter zu putzen ist langweilig, aber es ist gesund für die Krallenfüße, auf sauberem Metall zu scharren. Und was sind schon die verbliebenen ... Moment ... eintausendvierhundertdreiundachtzig Felder, die ich noch reinigen muss?

Es wird vorübergehen, wie alles vorübergegangen ist und vorübergehen wird. Viel Zeit bleibt mir ohnehin nicht mehr, bis ich die Federn strecke und es einen interplanetaren Logistiker in unserer Siedlung weniger gibt. Jemand anderes wird mein Nest beziehen, und Oschal wird sich weiterhin um seine Sonne drehen, als hätte es mich nie gegeben.

Doch dann, plötzlich, wird alles anders. Ein Gesicht taucht über der Kante meines Nestes auf, bald ein ganzer Körper, als der Besucher höher steigt.

Nein, die Besucherin. Es ist eine Thoogondu. Was will jemand wie sie hier bei mir?

»Ich brauche dich«, sagt sie.

»Mich?«, frage ich. Wahrscheinlich verwechselt sie mich. »Ich bin Laudkaam«, schiebe ich deshalb hinterher.

»Da täuschst du dich.«

Ich schaue auf die Fläche der eintausendvierhundertzweiundachtzig Felder. Ich mag es nicht, gestört zu werden. »Ich irre mich ganz sicher nicht«, sage ich.

»Doch.«

»Wie könntest du besser wissen, wer ich bin, als ich selbst?«

Sie sagt etwas Verrücktes, vielleicht,

Die Hauptpersonen des Romans:

Gucky – Der Mausbiber muss seine Kräfte einteilen.

Donn Yaradua – Seine Mutantengabe kann Leben geben und nehmen.

Lua Virtanen und **Vogel Ziello** – Die beiden Unsterblichen werden zu Lockvögeln.

Laudkaam – Ein Sheoshesen weiß, dass der Tod nahe ist.

Kluutrud und **Mauthoo** – Die gondischen Observanten suchen Perry Rhodans Gefährten.

weil sie den Verstand verloren hat: »Weil ich dich erfunden habe.«

Dann zieht sie einen Strahler und erschießt mich.

1.

Feuerschatten

Kluutrud betrachtete die beiden reglosen Gefangenen durch das Sichtfenster der Zelle und dachte darüber nach, sie ohne langes Zaudern umzubringen. Doch das wäre töricht. Einen Vorteil aufgeben, nur um seinem Zorn kurzzeitig Luft zu verschaffen? Das war es nicht wert.

Er aktivierte eine Funkverbindung zu einem seiner Untergebenen, einem Observanten mit niedrigerem Rang im Geheimdienst der Thoogondu. Während er auf Antwort wartete, durchquerte er den Beobachtungsraum, der selbst kaum größer war als die Gefängniszelle. Wenigstens bot das Zimmer etwas mehr Bequemlichkeit, zum Beispiel den breiten Sessel, in den er sich fallen ließ.

Ein Servoroboter rollte heran und reichte Kluutrud ein Getränk. Sein Lieblingsgetränk, immerhin. Er war in der Botschaft des Gondunats auf Oschal gut genug bekannt, dass solche Kleinigkeiten passten. Die Flüssigkeit im Glas sah aus wie Luooma und schmeckte auch so, jedoch ohne die berauschenden und irritierenden Nebenwirkungen.

Kluutrud genoss einen Augenblick den erfrischenden Anblick der aufsteigenden silbrigen Funken in der roten Flüssigkeit. Er tauchte einen der rechten Daumen in das Glas und rührte; das Getränk schäumte auf. Er nippte daran.

»Kluutrud?« Das war sein Gesprächspartner. »Ich bitte um Verzeihung, ich konnte nicht schneller ...«

»Geschenkt«, unterbrach er. »Gib mir einen Bericht über die Zustände in der Rede-Arena!«

»Ich halte alles unter Kontrolle. Ich

kann dir aktuelles Bildmaterial senden.«

Kluutrud brummte Zustimmung und schaltete seinen Untergebenen stumm.

Die Positronik gab den Datenstrom frei und projizierte ihn mitten in den Raum.

Die Arena blieb nach den chaotischen Ereignissen weiterhin gesperrt; jeder Besucher, der sie verlassen wollte, wurde genauestens überprüft. Soeben flatterte in der Aufzeichnung ein Vogelartiger über die äußere Wand der Arena – und wurde von einem Roboter abgefangen. Die Maschine zerzte den Geflügelten zu Boden und damit außer Sicht der Aufnahmeoptiken.

Kluutrud rechnete nicht damit, dass diese Überprüfungen ein brauchbares Ergebnis brachten – die Gesuchten hatten die Arena längst verlassen. Doch es schadete nichts, Stärke zu demonstrieren. Die Thoogondu ließen nicht mit sich spaßen. Nicht solange er im Geheimdienst auf diesem Planeten einer der wichtigsten Männer war!

Beim Anblick der Arena fühlte er sich einige Stunden zurückversetzt. Er kam sich vor, als wäre er wieder in der Rede-Arena; als wohnte er wieder dem Lobpreis-Wettstreit bei, mit dem die Stavakas dieses Morgens das Goldene Reich der Thoogondu priesen. Und als beobachtete er ein weiteres Mal von seinem erhöhten Standort auf der Schwebeplattform das Geschehen, als suchte er nach Gucky und dessen Begleitern, die sich maskiert ins Publikum geschlichen hatten. Als wartete er wieder ab, ob seine Falle zuschnappte.

Das war sie inzwischen; Gucky hatte den Lobsänger Virr Shallou gerettet, der sonst durch Kluutruds Manipulation ums Leben gekommen wäre. Danach hatte er fliehen müssen.

Die *wirkliche* Falle, die Kluutrud und seine Mentorin Mauthoo gestellt hatten, war dem Mausbiber dabei entgangen – ein winziger Peilsender in Shallous Gehirn. Auf diese Weise hatte

Kluutrud einen Trupp Agenten an den Ort führen können, zu dem Gucky mit Shallou und zwei weiteren Begleitern geflohen war.

Sie hatten aus Shuttles sofort den gesamten Bereich mit Lähmstrahlen beschossen ... aber dummerweise war es Gucky gelungen, mit Shallou und einem Unbekannten in letzter Sekunde erneut zu teleportieren. Kurz darauf waren die Impulse des Senders erloschen; damit gab es keine Spur mehr zum Mausbiber.

Aber zwei seiner Begleiter waren zurückgeblieben. Die beiden, die nun in der Nachbarzelle gefangen saßen. Oder besser gesagt *lagen*, denn sie hatten das Bewusstsein noch nicht wiedererlangt. Kluutrud kannte inzwischen ihre Identität. Er freute sich schon darauf, ihnen einige Fragen zu stellen. Notfalls ein paar mehr.

Derweil spielte das Holo vor ihm weitere Szenen aus der Arena in der kleinen Stadt Setenig ab. Einige Oschalútu, Ureinwohner dieses Planeten, gestikulierten heftig vor den beiden Thoogondu, die den Hauptausgang kontrollierten.

Kluutrud griff in das Holo und zoomte den entsprechenden Ausschnitt größer heran. Die Tonanpassung benötigte einige Augenblicke und übertrug nicht gerade perfekt, aber immerhin verständlich.

»... abläuft, ist das klar?«, sagte ein Thoogondu gerade in – so kam es Kluutrud zumindest vor – gefährlich leisem, mühsam beherrschtem Tonfall.

Kluutrud gab der Positronik den Befehl, im Zeitindex der Übertragung einige Sekunden zurückzuspringen.

»Wir sind Oschalútu und verstehen nicht, wieso wir verdächtigt werden«, sagte einer der Besucher.

»Wir bestimmen, wie es hier abläuft, ist das klar?«

»Aber wir ...« Der Oschalútu brach ab, als ein bisher scheinbar deaktiviert abseits stehender Roboter näher schwebte.

Er hielt keine Waffe. Die reine Gegenwart war Drohung genug.

»Positronik«, sagte Kluutrud, »schalte das Holo ab.« Er hatte genug gesehen.

*

Er trank das Pseudo-Luooma leer. Ohne die richtige Stimmung schmeckte es nur halb so gut. Er entschied, dass er nun lange genug gewartet hatte.

Auf dem Weg in die Gefängniszelle instruierte Kluutrud die Positronik, die Chorgesänge des Ronjaa abzuspielen. Er kannte keine bessere, keine inspirierendere Kunst. Ronjaa unterlegte die dramatischen Höhepunkte seiner Darbietung mit Wärmeimpulsen, die geisterhaft-vergängliche Feuerschatten vor den Augen tanzen ließen.

Kluutrud nutzte die Gesänge seit Jahren bei seinen Verhören und anschließend dort. Sie intensivierten das Erlebnis auf wunderbare Weise. Er erinnerte sich an zahllose Einsätze, wobei ihm die Feuerschatten deutlicher vor Augen standen als die Gesichter der Verbrecher und Verdächtigen, die zu einem nichtssagenden Brei verschwammen.

Er trat ein.

Die Tür schloss und verriegelte sich hinter ihm. Er wusste, dass sich außerdem ein energetisches Schutzfeld aufbaute.

Die Gefangenen lagen reglos am Boden, nach wie vor betäubt, ihrer Maske beraubt.

»Positronik: Stell den Chorgesang lauter!«

Kluutrud genoss es, sich von den erhabenen Stimmen tragen zu lassen. Die Feuerschatten durchliefen die Luft wie Wellen eines aufgeschäumten Meeres. Im Vergleich zu Ronjaas Kunst war alles, was die Stavakas in den Rede-Arenen zum Lobpreis des Gondunats darbrachten, bestenfalls jämmerlich zu nennen.

»Lauter!«

Die Melodien schmetterten durch den

Raum, ließen die kleinen Platten seines Knochenpanzers vibrieren. Es kitzelte, überrieselte ihn wie ein Schauer. Gleichzeitig wärmten ihn die ersten Hitzefiguren, als sie ihn erreichten und mit ihm verschmolzen.

»Leg ein akustisches Dämpfungsfeld um mich und erhöhe die Lautstärke weiter!«

Kurz flimmerte die Luft, und er hörte es so laut wie zuvor. In der restlichen Zelle, bei den Gefangenen, musste es beinahe unerträglich sein. Und endlich reagierten sie darauf – sie erwachten. Der Schnabelmann zuerst, seine Begleiterin kurz darauf. Sie verzog das Gesicht, hob die Hände zitternd vor die Ohren.

»Das genügt«, sagte Kluutrud. »Drossle den Chorgesang auf Hintergrundbegleitung.«

Die Gesichtszüge der Gefangenen entspannten sich, ehe sie offenbar ihre Lage begriffen. Sie tauschten einen raschen Blick und setzten sich auf. Beide konnten sich nur mühsam halten – kein Wunder nach der langen Lähmung – und lehnten den Rücken gegen die Wand.

Die Feuerschatten zeichneten eine Sonne vor ihre Gesichter, die sich aufblähte und in einer Supernova verging. Die Gefangenen, nicht in der Lage, Infrarotbilder zu sehen, bekamen davon nichts mit.

Wie erbärmlich!

»Mein Name ist Kluutrud«, sagte er. »Ich bin Observant im Geheimdienst der Thoogondu. Vermutlich wisst ihr das.«

Letzte Strahlenschauer der Supernova sendeten ihre Wärme auf das Gesicht der weiblichen Gefangenen. Sie strich darüber, und für einen Moment weiteten sich ihre Augen.

»Deine Maske haben wir entfernen

lassen, Lua Virtanen«, sagte Kluutrud. »Ebenso wie deine, Vogel Ziello. Ein paar deiner Flaumfedern auf der Stirn sind dem zum Opfer gefallen – meine Mitarbeiter dachten, sie würden zu deiner Maskerade als Sli'anro gehören. Du wirst es ihnen nachsehen.«

Kluutrud schwieg, lauschte den Gesängen und beobachtete.

Die beiden ließen sich nichts anmerken – nicht einmal einen Funken Entsetzen darüber, dass ihre echten Namen bekannt waren. Das musste man ihnen lassen: Sie erwiesen sich als Profis. Doch das würde ihnen nicht helfen.

Der Schnabelmann reagierte als Ersatter, und das mit einer geradezu lächerlichen Frage: »Mit welcher Begründung werden wir festgehalten?«

»Ernsthaft?«, fragte Kluutrud.

»Ernsthaft.«

»Ihr seid verurteilte Verbrecher, die aus einem Scuul-Gefängnis geflohen sind und ihren Tod vorgetäuscht haben. Meine Gratulation übrigens. Mir ist nicht bekannt, dass das jemals zuvor einem Gefangenen gelungen wäre.«

Deshalb kannte Kluutrud ihre Namen. Als er Holoaufnahmen in die Zentrale geschickt hatte, waren sie dort sofort erkannt worden. Es hatte Kluutrud nicht einmal überrascht – immerhin waren diese beiden gemeinsam mit Gucky entflohen, und der hatte durch seine törichten Rettungsaktionen in der Arena selbst offenbart, dass er sich unerkannt auf Oschal aufhielt.

»Dann weißt du ja«, sagte Lua Virtanen, »dass wir erneut fliehen werden.«

Kluutrud lachte. »Wenn ihr auf Guckys Hilfe hofft, lasst euch gesagt sein, dass es mir genauso geht. Ich hoffe ebenfalls, dass er sehr bald hier auftauchen wird, um euch zu befreien.«

Damit wandte er sich um und verließ

ohne ein weiteres Wort der Erklärung die Zelle.

Fürs Erste.

»Positronik: Musikwiedergabe stoppen!«, sagte er.

2.

Spinnen und Schlimmeres

Einen halben Meter neben ihnen fiel eine Felswand steil ab. Einen Schritt zu allen anderen Seiten wuchs dichtes, bläulich rotes Dornengebüsch.

Gucky trat an die Kante und schaute in die Tiefe. Fünfzig, vielleicht hundert Meter weiter unten brach ein Wasserfall aus der Wand und stürzte in einen See. Ein Geflecht aus Bächen mäanderte daraus.

»Heimeliges Plätzchen, nicht wahr?«, fragte der Mausbiber.

Donn Yaradua gab einen Laut von sich, der nicht sehr amüsiert klang. »Wieso hast du uns ausgerechnet *hierher* teleportiert?«

»Ich dachte, das gefällt euch. Idealer Ort, um unserem Kumpel hier ...« Er deutete auf den reglosen Virr Shallou. »... einen tödlichen Metallsender aus dem Gehirn zu operieren.« Die Reste des winzigen Geräts lagen in einer kleinen Blutlache neben dem Kopf des Oschalútu.

Yaradua sah ebenfalls in die Tiefe, verkrampfte sich und ging danach so weit vom Abgrund weg, wie nur irgend möglich. Was im Klartext hieß, dass er einen Schritt zurücktrat und sich auf den steinernen Boden setzte, den Rücken am Gebüsch. Dornen verhakten sich im Stoff seiner Kleidung. »Und jetzt die Version ohne Gucky-scherz.«

»Ich bin mit letzter Kraft aus unserem Versteck teleportiert, als die Shutles auftauchten und uns beschossen haben.« Gucky ließ den Kopf hängen. »Blindlings irgendwohin.«

»Dann hatten wir wohl Glück, nicht

zehn Meter weiter dort draußen gelandet zu sein?« Yaradua deutete ins Nichts.

»Meistens lande ich auch bei einer solchen Aktion auf festem Boden.«

»Glück?«

»Eher ... Instinkt«, erklärte der Mausbiber. »Das geht ganz von allein. Teleportieren ist bei mir wie laufen. Nur anders.«

»Kannst du uns hier wegbringen? Mir ist nicht besonders wohl bei dem Gedanken, dass Wind aufkommen könnte.«

»Ein bisschen wirst du aushalten müssen«, sagte Gucky. »Ich bin alles andere als fit. Wenn ich jetzt schon teleportiere, schaffe ich es vielleicht nicht, und dann können wir wirklich auf halbem Weg nach unten rauskommen.«

Yaradua grinste schief. »Ist ja nicht so, als hätten wir was anderes vor. Wir können ein paar Lieder singen und vielleicht ein Lagerfeuer...«

»Beweg dich nicht«, fiel Gucky ihm ins Wort.

»Was soll ...«

»Still!«

Donn Yaradua gehorchte.

Gucky starrte auf das Spinnentier, das auf handspannenlangen Beinen seinen feisten Leib aus den blauroten Blättern des Gebüschs schob. Chelizeren bewegten sich unablässig unter daumnagelgroßen Facettenaugen.

Der Mausbiber konzentrierte sich und sammelte Kräfte.

Die Spinne hob ruckartig zwei Beine, deren Spitzen dicht vor Donn Yaraduas Nacken verharrten.

Gucky packte telekinetisch zu und schleuderte das Tier zur Seite. Es überschlug sich, platschte klackend neben dem Terraner auf und huschte davon.

»Ich hab's ja sonst nicht so mit Vorurteilen«, sagte Gucky, »aber das Vieh sah mir nicht besonders freundlich aus.«

Yaradua rutschte vom Gebüsch weg. »Irgendwie gefällt es mir hier immer weniger.«

»Und mir gefällt nicht, dass wir nicht

wissen, wie es ihm geht.« Gucky deutete auf Virr Shallou.

Der Mund im nasenlosen, fremdartigen Gesicht des Oschalútu stand halb offen. Die Sinnesbüschel, große Hautlappen an den Seiten des humanoiden Körpers, hingen schlaff und gräulich verfärbt, wie abgestorbenes Gewebe.

So sah er aus, seit Gucky vor wenigen Augenblicken zu sich gekommen war – nach dem halb gelähmten, halb traumartigen Zustand, in dem er telepathisch mit Donn Yaradua verbunden gewesen war und miterlebt hatte, wie der Terraner dank seiner Psigabe als Metabolist den Peilsender aus Shallous Gehirn geholt hatte. Oder, um es präziser auszudrücken: Yaradua hatte durch Manipulation des Körpergewebes dafür gesorgt, dass Shallou den Fremdkörper eigenständig abgestoßen hatte.

Ihr Gegner, der Observant Kluutrud, hatte Gucky auf diese Weise lokalisieren wollen – ein Plan, der in letzter Sekunde gescheitert war. Allerdings hatten sie Lua und Vogel zurücklassen müssen. Die beiden befanden sich mittlerweile zweifellos in der Hand ihres Feindes.

Wie hatte Donn es eben genannt? *Ist ja nicht so, als hätten wir was anderes vor*. Und ob sie das hatten!

Aber zunächst hieß es, von diesem unfreundlichen Ort zu entkommen, Virr Shallou medizinisch zu versorgen, den Rest des Teams zu finden ... und nachzudenken.

»Gucky.«

Der Tonfall, mit dem Yaradua seinen Namen ansprach, gefiel dem Mausbiber gar nicht. »Was?«

»Rechts neben dir.«

Gucky drehte den Kopf. Die Spinne kam zurück. Aber diesmal kam sie nicht allein.

Vier, sechs, acht der Tiere kamen aus dem Gebüsch. Und hinter ihnen schien etwas in der Dunkelheit zwischen den Ästen zu wimmeln.

»Ich bring uns weg«, sagte Gucky.

Yaradua stand längst, und das direkt vor dem bewusstlosen Virr Shallou. Einen Fuß hielt er leicht erhöht. Die Botschaft war klar – sobald die erste Spinne näherkam, würde er sie zertreten. »Hast du die Kraft?«

Der Mausbiber horchte in sich hinein. »Muss wohl«, sagte er und hoffte, dass es nicht so skeptisch klang, wie er sich fühlte.

»Wenn du nicht uns beide mitnehmen kannst, schaff Shallou hier weg und hol mich danach.«

Gucky versuchte sich einen Sprung zu dritt vorzustellen und wusste, dass er daran scheitern würde. Normalerweise wäre das kein Problem, aber momentan sah das anders aus. Ließ er Yaradua zurück, musste er allerdings *drei Mal* teleportieren. Doch ein Problem nach dem anderen. Besser Shallou in Sicherheit bringen als gar nichts.

»Ich bin so schnell es geht zurück!« Er berührte den reglosen Oschalútu und sprang.

Eine Winzigkeit später materialisierte er am Fuß der Felswand, inmitten der sanft plätschernden Bäche und des Prasselns des Wasserfalls, auf saftigem Grün. Er ließ Virr Shallou liegen und konzentrierte sich auf den Sprung zurück.

Er löste sich auf und hörte das Geräusch, mit dem die Luft im Vakuum zusammenschlug, das er zurückließ ... und das er normalerweise nicht hätte hören dürfen, weil er viel zu weit weg davon war.

Da erst begriff er, dass er gerade mal einen Meter weit teleportiert war. Seine Füße standen im Wasser. Der Fluch, den er losließ, war nicht gerade einer der lockeren Sprüche, für die er berühmt war.

Er schloss die Augen. »Es muss sein, und weil es sein muss, wird es sein!«, flüsterte er.

Und sprang erneut.

Er hörte ein Krachen und sah Donn

Yaradua, der sich einen Ast aus dem Gebüsch gebrochen hatte und auf die Spinnentiere eindrosch, die ihm immer näher kamen.

»Ist das eigentlich normal?«, fragte Yaradua. »Spinnen greifen doch nicht an und treiben ihre Beute in die Enge wie Raubtiere!«

»Was weißt du schon über die Mörderspinnen von Oschal«, murmelte Gucky. Er fühlte sich schwindlig, konnte kaum die Augen offen halten. »Bin nicht sicher, ob ich es nach unten schaffe.«

»Hauptsache hier weg!«

Der Mausbiber teleportierte erneut, diesmal mit Donn.

Wind riss an Gucky, und die Welt drehte sich. Die Steilwand, der Himmel, der Wasserfall.

Donn Yaradua schrie. Kurz sah Gucky ihn, dann wieder nicht.

Der Mausbiber begriff, dass er es tatsächlich nicht bis nach unten geschafft hatte. Sie waren auf halber Höhe wieder materialisiert. Sich überschlagend stürzten sie ab.

Er musste irgendwie Donn erreichen, ihn berühren, erneut teleportieren, sie sicher absetzen. Er musste ...

... musste ...

Er konnte nicht. Die Welt drehte sich nicht nur, sie verdunkelte sich auch. Gucky drohte das Bewusstsein zu verlieren.

Alles ging viel zu schnell, aber ein bizarrer Gedanke fand Zeit: Gucky hatte Virr Shallou in der Arena das Leben gerettet, indem er ihn vor einem tödlichen Sturz bewahrte, und nun würde er selbst auf genau diese Weise sterben.

Das war es also. So kam das Ende.

Eine Hand packte ihn im Nackenfell. Donn Yaradua zerrte ihn zu sich, barg ihn mit seinem Körper.

Dann schlugen sie auf.

*

Die Kälte traf Gucky wie ein Peit-

schenschlag, und sie riss ihn weg vom Rand der Bewusstlosigkeit.

Er schrie, oder wollte es, und Wasser quoll ihm in den Mund.

Donns Umklammerung löste sich von ihm, der Terraner trieb weg, langsam und mit ausgebreiteten Armen.

Sie waren in den Pool des Wasserfalls gestürzt, und das hatte ihnen wohl das Leben gerettet. Falls Donn überhaupt noch lebte – er hatte Gucky mit seinem Körper geschützt, und der Aufschlag auf die Wasseroberfläche war aus dieser mörderischen Höhe alles andere als sanft gewesen. Zwanzig Meter? Dreißig? Fünfzig? Gucky wusste es nicht.

Er sank tiefer, genau wie Yaradua. Im kristallklaren Wasser sah der Mausbiber, dass sein Freund sich nicht bewegte. Ein Bein stand in einem widernatürlichen Winkel ab.

Endlich berührte Gucky festen Boden. Und die Luft wurde ihm knapp, ganz zu schweigen von dem fürchterlichen Würgereiz, weil er Wasser verschluckt hatte.

Er musste auftauchen.

Aber er durfte es nicht. Nicht ohne Donn.

Er schwamm, packte den Terraner, zog ihn mit sich. Seine Muskeln zitterten, aber er schaffte es. Zumindest, solange sie unter Wasser waren – Gucky würde Donn, der doppelt so groß und schwer war wie er, unmöglich aufs Trockene ziehen können. Nicht in seinem Zustand, völlig am Ende seiner Kraft.

Der Drang zu atmen wurde übermächtig. Gucky legte den Kopf in den Nacken, schaute nach oben. Da war Licht, da war Bewegung in der aufgewühlten Oberfläche. Aber wie weit über ihm? Einen Meter? Fünf? Machte es überhaupt einen Unterschied?

Gucky konnte nicht mehr. Er *konnte* nicht mehr!

Sein Kopf stieß durch, da war Luft. Als er einatmete, stachen seine Lungen,

und Sterne explodierten vor seinen Augen. Aber er ignorierte das. Donn. Darauf kam es an.

Er zerrte Donn höher, packte den Kopf, hob ihn ins Freie.

Donns Augen standen offen.

Wasser rann aus den schlaffen Mundwinkeln.

Gucky paddelte. Yaradua entglitt ihm, er griff nach dem Freund, hielt den

Arm unter der Schulter, der Terraner drehte sich zur Seite, sein Gesicht tauchte ins Wasser.

Nein!

Nein, das ...

Alles drehte sich um den Mausbiber. Wo war das Ufer?

Etwas packte ihn und zog ihn mit sich. Er schaute in Virr Shallous Gesicht und verlor das Bewusstsein.

Gespannt darauf, wie es weitergeht?

Diese Leseprobe findet ihre Fortsetzung im PERRY RHODAN-Roman 2935 mit dem Titel »Das Lügengespinst«. Ab dem 17. November 2017 gibt es diesen Roman im Zeitschriftenhandel zu kaufen.

Der Roman ist dann auch als E-Book und als Hörbuch zum Download verfügbar.